

# Postkoloniale Soziologie oder Soziologie des Kolonialismus?

Irritationspotentiale postkolonialen Denkens  
für die Soziologie

*Marius Meinhof*

Ende 2018 diskutierten Manuela Boatcă, Sina Farzin und Julian Go in der SOZIOLOGIE die Frage, inwieweit soziologische Theorie durch postkoloniale Perspektiven ergänzt werden könne und müsse (Boatcă, Farzin, Go 2018). Dabei kamen mehrere zentrale postkoloniale Argumente zur Sprache, unter anderem, dass soziologische Theorie die Bedeutung des Kolonialismus weitgehend unterschätze und durch eine Beschäftigung mit Kolonialismus neue theoretische Perspektiven erschließen müsse.

Auf diese These reagierte Markus Holzinger (2019) mit einer Kritik: Er wies auf eine ganze Reihe von teils soziologischen Arbeiten zum Kolonialismus hin, um die Behauptung zu widerlegen, die Soziologie habe sich bisher nicht mit Kolonialismus beschäftigt. Er ging sogar so weit, den »neuen Postkolonialismus« im Titel seines Aufsatzes als »Alten Wein in neuen Schläuchen« zu bezeichnen. Zwar sei die Kritik am Eurozentrismus einiger weitverbreiteter soziologischer Ansätze berechtigt, doch sei weder diese Kritik noch die Beschäftigung mit Kolonialismus tatsächlich neu.

Im Folgenden möchte ich Holzingers Kritik widerlegen, indem ich einige postkoloniale Anliegen pointiert darstelle und zeige, dass Holzinger kaum auf diese eingeht. Dabei geht es mir nicht darum, Holzingers Argument zu widersprechen, dass bereits viel gute Forschung zu Kolonialismus vorliegt. Auch seine Befürchtung, dass sich postkoloniale Soziologie in einer endlosen narzisstischen Selbstreflektion des soziologischen Kanons verlieren könnte, teile ich vollauf. Sogar der Kritik an Gos Buch (2016) kann ich eingeschränkt

zustimmen, da es hauptsächlich bekannte postkoloniale Argumente kompiliert und daher in weiten Teilen eher als ein für Soziolog\*innen zugeschnittenes Überblicks- oder Einführungswerk denn als ein neuer theoretischer Beitrag zu postkolonialen Debatten erscheint.

Dennoch ist Holzingers Text, wie ich zeigen werde, missverständlich, weil er den Unterschied zwischen Kolonialismusforschung und den Anliegen des Postkolonialismus vernachlässigt und dadurch postkoloniale Soziologie mit einer Bindestrichsoziologie des Kolonialismus gleichsetzt. Um ein solches Missverständnis auszuräumen, werde ich darstellen, warum Postkolonialismus in der Soziologie nicht als Kolonialismusforschung, sondern als eine Grundlagenkritik der Kolonialität soziologischen Wissens zu verstehen ist – ein Anliegen, das sowohl akademischer als auch politischer Natur ist, weil die Dekolonisierung soziologischer Theorien zugleich Teil einer Dekolonisierung gesellschaftlicher Wissensbestände sein soll.

Dass postkolonial arbeitende Soziolog\*innen an ältere anti-, post- und dekoloniale Debatten anschließen, steht außerfrage. So merkt Boatcă an, dass Postkolonialismus seit Jahrzehnten diskutiert wird und insofern keinen neuen *turn* darstellt (Boatcă, Farzin, Go 2018: 426). Go (2016) weist ausführlich auf antikoloniale Theorietraditionen aus der Mitte des 20. Jahrhunderts hin. Die pragmatisch relevante Frage ist allerdings: Ist Postkolonialismus neu *für uns*? Gemeint ist: Hat die Mehrheit der deutschen/europäischen/westlichen Soziolog\*innen diese Denktradition bisher vernachlässigt, und wenn ja, können wir etwas Wichtiges lernen, wenn wir uns mit ihr beschäftigen? Um diese Fragen zu beantworten, müssen Anliegen und Argumente des Postkolonialismus ernst genommen werden, auch indem man sich seiner Kritik am soziologischen Kanon stellt.

## Soziologie des Kolonialismus oder Kolonialität/Moderne

Um das für die Soziologie Neue und Herausfordernde am Postkolonialismus zu verstehen, ist es sinnvoll, die de facto schwammige Grenze zwischen einer Soziologie des Kolonialismus und einer postkolonialen Soziologie überdeutlich zu ziehen. Hinter dem Begriff »Postkolonialismus« steht zwar eine plurale Debatte zwischen Autor\*innen aus unterschiedlichen Theorietraditionen, die kaum gemeinsame Begriffe nutzen. Doch um die Frage, was da-

ran *neu* für die Soziologie ist, zu beantworten, sollten die gemeinsamen Anliegen der verschiedenen postkolonialen Autor\*innen herausgearbeitet und von herkömmlicher (soziologischer) Kolonialismusforschung abgegrenzt werden, weil nur so paradigmatische Unterschiede verdeutlicht werden können.

Genau diese Abgrenzung fehlt allerdings in Holzingers Text. Holzinger zitiert, oft in einem Zuge, einerseits hervorragende Arbeiten zum Kolonialismus und seinen Nachwirkungen in den Kolonien (zum Beispiel Bayart 1993; Eckert 2007; von Trotha 1994) und andererseits Klassiker postkolonialer Theorie, die allerdings durchwegs Klassiker in und aus Nachbardisziplinen sind (zum Beispiel Chakrabarty 2000; Conrad, Randeria 2002; Mbembé 2001).<sup>1</sup> Für erstere stellt Kolonialismus »nur« einen bestimmten Forschungsbereich dar, über den zweifellos hervorragende Fallstudien erstellt werden. Eine derartige Forschung lässt sich, wenn sie von Soziolog\*innen betrieben wird, im Sinne der thematisch spezialisierten Bindestrichsoziologien als *Soziologie des Kolonialismus* bezeichnen. Die zitierten postkolonialen Klassiker versuchen dagegen durchwegs etwas Anderes: die globale Moderne neu zu beschreiben, indem nicht-europäische Erfahrungen den europäischen gleichgestellt werden. In der Realität ist diese Grenze fließend: Von Trothas Arbeit (1994) zielt etwa auf ein neues Verständnis staatlicher Macht ab, und gewinnt dieses theoretische Verständnis anhand einer Fallstudie der Kolonialverwaltung Togos. Die Studie kritisiert die Idee einer notwendigen Evolution hin zum Staat nach europäischem Verständnis (ebd.: IX f.), wie auch die diskursive Auslöschung der Handlungsfähigkeit der Kolonisierten (ebd.: 10). Von Trotha bearbeitet damit klassisch postkoloniale Anliegen und entkommt dem Eurozentrismus, der der Soziologie durch postkoloniale Autor\*innen oft vorgeworfen wird. Um sich die »Neuheit« postkolonialen Denkens vor Augen zu führen, ist es dennoch sinnvoll, hier pointiert zu unterscheiden: Von Trotha legt eine Staatentheorie auf Grundlage einer Fallstudie zu Kolonialismus und Staatenbildung im Schutzgebiet Togo vor, die theoretische Lücken des soziologischen Wissens schließt und dadurch Staatenbildung auch außerhalb Europas fassbar macht. Dagegen behauptet Mbembé (2001), dass es erst die Beschäftigung mit afrikanischen Erfahrungen der Kolonisierung möglich macht, ein Verständnis für den in die Moderne eingeschriebenen Willen zur Trennung und Auslöschung zu ent-

---

<sup>1</sup> Überraschenderweise wird der einzige mir bekannte klassische Autor des Postkolonialismus, dessen Werk genuin soziologisch ist, nämlich der peruanische Soziologe Anibal Quijano (zum Beispiel 2008), bei Holzinger gar nicht erwähnt.

wickeln – also auch jenen Trennungswillen, der etwa europäische Staatenbildung beeinflusste. Er zielt damit nicht »nur« auf eine Verfeinerung soziologischer Theorie anhand von Fallstudien in Afrika, sondern auf eine neue Theoriesprache zur Beschreibung der Moderne, deren Grundbegriffe aus der Kolonialgeschichte heraus entwickelt werden, und die Gültigkeit auch für Europa beansprucht. Wenn Holzinger Mbembés Arbeiten als Fallstudien zu nachkolonialer Nationenbildung zitiert (2019: 176), verkennt er diesen Unterschied und erweckt dadurch den Eindruck, es gäbe bereits eine postkoloniale Soziologie, weil es soziologische Forschung zum Kolonialismus gibt.

Damit geht die grundlegende Idee verloren, die fast alle postkolonialen Autor\*innen teilen: Postkolonialismus basiert auf der Annahme, dass der Kolonialismus die Grundlage und den Entstehungskontext der modernen Gesellschaft darstellt und daher so tief in die Moderne eingeschrieben ist, dass ein Verständnis kolonialer Macht für jegliche Beschäftigung mit der Moderne unablässig ist. Quijano hat das durch die Unterscheidung von Kolonialismus und Kolonialität gut auf den Punkt gebracht: Kolonialismus beschreibt ein System, das mit der Besiedelung der Amerikas begann und mit dem Prozess der Dekolonisierung endete. Doch das Machtmodell der Kolonialität, das im Kontext dieses Kolonialismus entstand, wurde die Grundlage der modernen Gesellschaft und setzt sich im gegenwärtigen Prozess der Globalisierung fort (Quijano 2008). Die moderne Gesellschaft ist damit immer kolonial (im Sinne von Kolonialität), geprägt durch einen »kolonialen/modernen eurozentrischen Kapitalismus« (ebd.: 181) – diese Kolonialität ist weder zeitlich noch räumlich oder sozial auf die Kolonien beschränkt, sondern strukturiert die Moderne auch in Europa, auch nach dem Ende des globalen Kolonialismus.

Weil die Moderne in diesem Sinne *genuin kolonial* ist, ist sie aus postkolonialer Perspektive auch *genuin global*, und muss daher stets aus globaler Perspektive betrachtet werden. Darum – und nicht um die reine empirische Feststellung einzelner Einflüsse der Kolonien auf Europa – geht es, wenn etwa Bhabra (2007) argumentiert, dass moderne Gesellschaft nur durch eine Beschäftigung mit den verbundenen Geschichten (*connected histories*) zwischen Europa und den ehemaligen Kolonien verstanden werden kann. Ähnlich argumentiert auch Randeria (2002), wenn sie feststellt, dass die Moderne aus kolonialen, globalen Verflechtungsprozessen heraus entstanden ist (vgl. auch Conrad, Randeria 2002). Europa erscheint aus dieser Perspektive ebenso sehr postkolonial wie die ehemaligen Kolonien, aber nicht genauso: Ebenso sehr,

weil Europa durch den Kolonialismus ebenfalls grundlegend verändert wurde; nicht genauso, weil europäische Kolonialmächte im Kolonialismus eine andere Position einnahmen, daher andere historische Erfahrungen machten und auf andere Weise von kolonialen Stereotypen betroffen waren.

Die Idee der verflochtenen oder verbundenen Geschichten wird dabei in Kontrast zu zwei kolonialen Imaginationen formuliert. Erstens: Die Idee fest umrissener Kulturen oder Zivilisationen wird spätestens seit Said (1978) als koloniales Klassifikationsschema kritisiert. In der Soziologie sind das etwa Ideen eines westlichen Kulturkreises oder klar geographisch verortbarer Kulturen mit eindeutig zugehörigen Werten. Postkoloniale Autor\*innen zeigen dabei nicht nur, dass diese Klassifikationen die Komplexität realer Praktiken verfehlen, sondern blicken vor allem auch auf die sozialen Auswirkungen dieser Klassifikationen. Sie beschreiben etwa, wie diese kontrafaktischen Klassifikationsformen in der kolonialen/modernen Gesellschaft aufkommen, Kolonialität reproduzieren und eindeutige Identitäten zu erzwingen versuchen; spätestens seit Bhabha (2012) beschreiben viele auch, wie diese Klassifikationssysteme ständig durch Hybridisierung unterwandert werden.

Zweitens: Postkoloniale Autor\*innen kritisieren die klassische soziologische Idee eines europäischen Primats der Moderne. Die Idee, dass Moderne zunächst in Europa aufgrund inhärent europäischer Eigenschaften entstanden sei und sich anschließend über die Welt verbreitet hätte, bezeichnet zum Beispiel Blaut als »eurozentrischen Diffusionismus« (1993). Auch hier versucht postkoloniale Theorie einerseits zu zeigen, dass die Idee des eurozentrischen Diffusionismus empirisch falsch ist, andererseits zu analysieren, welche ideologischen Funktionen sie erfüllt und wie sie koloniale Macht reproduziert. Viele postkoloniale und postkolonial inspirierte Arbeiten machen deutlich, dass zentrale Merkmale der Moderne erst im Prozess des Austausches zwischen Europa und anderen Regionen der Welt entstanden sind: etwa das System der Nationalstaaten und die Idee universaler Freiheitsrechte (Bhambra 2007: 106 ff.; Go 2016: 123 ff.; auch Buck-Morss 2000; James 1938), die industrielle Revolution (Bhambra 2007: 124 ff.; Go 2016: 131 ff.), moderne Disziplinarregime (Comaroff, Comaroff 1992), moderne Sexualitätsdiskurse (Stoler 1995) und so weiter – durchweg wird gezeigt, dass das, was aus soziologischer Sicht als Spezifika der Moderne erscheint, nicht aus einem isolierten Europa heraus entstanden ist und nicht durch eine isolierte Betrachtung Europas verstanden werden kann.

Postkoloniale Theorie geht aber oft noch weiter, indem sie postuliert, dass die moderne Identität »Europa« durch eine kontrafaktische Grenzziehung zu

den Kolonien erfunden wurde: Die gerade genannten Verflechtungen wurden verleugnet, Europäer wurden als Erfinder oder Entdecker allen modernen Wissens glorifiziert und Europa als eine fixierte, aus globalen Verflechtungen herausgelöste Identität erfunden (Quijano 2008: 192). Damit scheitert die Idee des eurozentrischen Diffusionismus schon allein an der Tatsache, dass vor den kolonialen globalen Verflechtungen gar kein fixierter, abgegrenzter »Ort« Europa existierte, der als Ursprungsort der Moderne gelten könnte. Dies stellt eine nicht zu unterschätzende Herausforderung für die Soziologie dar: nicht nur, weil Postkolonialismus verdeutlicht, wie wichtig empirische Studien zum Kolonialismus sind. Sondern vor allem, weil Postkolonialismus der Soziologie damit ein sehr begrenztes Potential zum Verständnis der Moderne unterstellt: Eine Soziologie, die über nicht-europäische und/oder koloniale Modernitätserfahrungen nichts weiß, kann die Moderne nicht verstehen, auch nicht die Moderne in Europa – sie ist nicht einmal eine sinnvolle Regionalwissenschaft Europas, weil auch diese Region erst durch Kolonialismus das »moderne Europa« wird.

Dieser Herausforderung kann auch nicht durch eine soziologische Theorie »multipler Modernen« (Eisenstadt, Schluchter 1998) begegnet werden. Aus postkolonialer Sicht schreibt Eisenstadt die oben erwähnten kolonialen Imaginationen nur auf noch subtilere Weise in die Soziologie ein: Er postuliert ein Primat Europas für die Moderne (ebd.: 2), zugleich trennt er universale, in Europa entstandene institutionelle Grundlagen und lokale kulturspezifische Programme, die jeweils geographisch verortbaren Zivilisationen zugeordnet werden können. Damit werden gleich beide koloniale Imaginationen reproduziert: Erstens bleibt Europa der Ursprung der Moderne, das als europäisch Vorgestellte ist das Universale während das Nicht-Europäische eine lokale Kultur bleibt. Zweitens werden klar abgrenzbare Kulturkreise konstruiert.<sup>2</sup>

## Kritik der Modernisierungstheorie oder Kolonialität des Wissens?

Auch in Holzingers willkommener und treffender Kritik am soziologischen Eurozentrismus scheint zumindest ein Potential für Missverständnisse zu liegen. Genau wie postkoloniale Autor\*innen argumentiert Holzinger, dass

---

<sup>2</sup> Eine ausführliche Kritik der Theorie multipler Modernen im Kontrast zu postkolonialen Ansätzen findet sich bei Bhambra (2011).

der Eurozentrismus bestimmter Begriffe und Theorien, vor allem der Modernisierungstheorie luhmannscher (und damit wohl implizit auch parsonianischer) Art, kritisiert werden muss (Holzinger 2019: 178 ff.). Dies erscheint bei Holzinger als eine rein akademische Aufgabe, nämlich die Berichtigung lückenhafter oder falscher soziologischer Theorien und Begriffe. Vor allem entkoppelt Holzinger diese akademische Aufgabe von einer Analyse des Kolonialismus, wenn er fordert, Eurozentrismus müsse »auch unabhängig vom Phänomen des »Kolonialismus«, der ja nur ein Teilproblem in diesem Kontext darstellt«, kritisiert werden (ebd.: 178).

Auch dies verkennt die Argumentationsrichtung vieler postkolonialer Autor\*innen. Die Besonderheit postkolonialer Eurozentrismuskritik liegt aber darin, dass eurozentrisches Wissen genealogisch und logisch an Kolonialismus gebunden wird: Eurozentrisches Wissen wird als Teil des kolonialen/modernen Kapitalismus, in einem zirkulären Verhältnis als Folge und Stabilisator von Herrschaftsstrukturen, reflektiert, und eurozentrische soziologische Theorien werden daher in den Kontext einer allgemeineren Kritik des kolonialen Wissens eingebettet. Daher ergibt sich auch die Idee einer »Dekolonisierung« der Soziologie (Gutiérrez Rodríguez 2010) statt nur einer Falsifikation bestimmter theoretischer Aussagen, eben weil eine Veränderung soziologischen Wissens als Teil einer Veränderung der Gesellschaft verstanden wird. Dies zeigt sich in zwei Bereichen besonders deutlich: Erstens kritisiert Postkolonialismus nicht nur einzelne Theorien, sondern die epistemischen Grundlagen der Theorie der Moderne (auch wenn diese Kritik natürlich nur am Beispiel einzelner Autor\*innen oder Diskussionen durchgeführt werden kann). Zweitens richtet sich die Kritik nicht nur gegen Inhalte, sondern auch gegen Strukturen der akademischen Wissensproduktion.

Zu erstens: Postkoloniale Kritik richtet sich nicht nur gegen Modernisierungstheorie nach Luhmann oder Parsons (oder Weber, Beck und Giddens), sondern gegen die kanonische soziologische Idee der Moderne, inklusive ihrer Ideen vom Bruch mit dem Vormodernen und Trennung zwischen Europa und den Kolonien (Bhambra 1997: 1). Die in die Idee der Moderne eingeschriebene Vorstellung von Zeitlichkeit muss als Element kolonialer Macht reflektiert werden, weil sie diese Ideen von Bruch und Trennung – der »zeitliche« Bruch zwischen Moderne/Vormoderne und die »räumliche« Trennung von Europa/Kolonien – in einer Weise vermengt, die koloniale Macht als Entwicklungsunterschiede quasi-naturalisiert (Chakrabarty 1992; Fabian 1983; He 2010).

Diese »koloniale Zeitlichkeit« (Meinhof 2017) wird weit über die Modernisierungstheorie hinaus als ein Teil einer tief in das gesellschaftliche – also auch das soziologische – Wissen eingeschriebenen Kolonialität aufgefasst und entsprechend hinterfragt. Im Zentrum des Interesses steht dabei eine Kritik der kolonialen Fundierung des gesamten Diskurses der Moderne.<sup>3</sup> Sala-Molins (2006) und Buck-Morss (2000) zeigen, wie die Idee fortschreitender Geschichte es der Aufklärungsphilosophie ermöglichte, Freiheit für moderne Europäer zu fordern und zugleich Sklaverei und Kolonialismus für rückständige Völker zu rechtfertigen. Escobar (1995) stellt dar, wie das Versprechen auf eine bessere Zukunft über das Entwicklungsdispositiv neue Abhängigkeiten ehemaliger Kolonien von Europa und Nordamerika produziert. Zhang (1994) argumentiert, dass chinesische Intellektuelle durch den Glauben an einen linearen Pfad von der Rückständigkeit zur Moderne in ihren Visionen eines besseren Chinas das orientalistische China-Bild des Westens als Selbst-Bild verinnerlichten. Chakrabarty (1992) zeigt, dass indische Intellektuelle in ihrer Sehnsucht nach der Moderne ein hyperreales modernes Europa erfanden, an das alles Reden über indische Geschichte gebunden wurde, so dass der eigentlich emanzipatorische Diskurs immer ein Moment der Selbstunterwerfung hervorbrachte. Ich selbst weise darauf hin, dass koloniale Zeitlichkeit in China die Idee historischer Handlungsfähigkeit an ein ständiges Vergleichen mit dem Westen bindet (Meinhof 2017).

Dies beschränkt sich nicht auf ein Hinterfragen einzelner theoretischer Begriffe, sondern stellt eine Gesellschaftskritik dar, die allerdings auch den soziologischen Kanon betrifft: Wenn die koloniale Episteme des Diskurses der Moderne in der Gesellschaft reflektiert werden soll, dann muss die Soziologie diese kolonialen Episteme zunächst einmal selbst aufarbeiten. Dies betrifft auch Theorien der Moderne, die sich explizit gegen Modernisierungstheorien stellen: Selbst Latour greift noch auf Begriffe von *pre-moderns*, *moderns* und *post-moderns* zurück, auch wenn er sein eigenes Nicht-Modern-Sein als Alternative zu allen dreien etablieren möchte (Latour 1993: 132 ff.). Entsprechend ruft die postkoloniale Soziologie nicht nur dazu auf, mehr über Kolonialismus zu forschen, sondern auch dazu, den Kanon der Theorien, Begriffe und Methoden der Soziologie zu überdenken. So sieht Seth (2009) das spezifische Charakteristikum postkolonialen Denkens darin, dass postkoloniale Autor\*innen soziologische Analysekatoren grundlegend in Frage stellen und ergänzen möchten. Alatas und Sinha (2017) versuchen, die

---

<sup>3</sup> Gemeint ist hier: die Menge der Aussagen über Moderne, nicht die in der Moderne geführten Diskurse.



Möglichkeit von Soziologie jenseits des klassischen Theoriekanons zu zeigen. Connell (2006) will das soziologische Verständnis von Theorie kritisieren und überarbeiten.

Zu zweitens: Postkoloniale Kritik richtet sich nicht nur gegen soziologische Theorieansätze, sondern auch gegen die Struktur der soziologischen Debatte. Der Kanon der Soziologie, so argumentieren viele postkoloniale Soziolog\*innen (Alatas, Sinha 2017; Connell 2006), besteht aus Texten europäischer, männlicher, meist bürgerlicher Autoren, die in Beschäftigung mit der Geschichte Europas Theorien entwickeln, und von europäischen (und nordamerikanischen) Leser\*innen rezipiert, reviewt, kritisiert werden. Theorie von Europäern für Europäer\*innen über Europa. So sieht Appadurai (2006) ein ungleiches »Recht zu forschen«, wenn ethnographische Forschung von Europäer\*innen über ehemalige Kolonien und kaum umgekehrt erfolgt; Alatas und Sinha (2017) schreiben gegen die Tendenz an, Theorie in Europa und Nordamerika zu generieren und dann auf den Rest der Welt, der zum Wissensobjekt wird, anzuwenden; Connell (2006) und Go (2016) kritisieren die soziologische Theorie dafür, spezifische koloniale Episteme zu reproduzieren; Kuwayama (2012) weist darauf hin, dass empirisches Wissen stets in einer triadischen Beziehung zwischen Forscher\*in, Feld und intendierten Leser\*innen entsteht, so dass auch die implizite Adressierung europäischer und nordamerikanischer Leser\*innen in vielen wissenschaftlichen Texten als Teil einer eurozentrischen Machtstruktur zu verstehen ist. Dabei läuft die Kritik stets auf ein ähnliches Muster hinaus: Die Theorieproduktion sei zu sehr von Europa/Nordamerika monopolisiert, ihr multiparadigmatischer Reflexionsmodus bewege sich daher in engen, durch den europäischen Erfahrungsraum gesteckten Grenzen, und sei daher – trotz multipler Paradigmen – grundlegend begrenzt.

## Fazit

Diese zugespitzte Darstellung des Postkolonialismus sollte verdeutlichen, dass Holzingers Kritik am Projekt einer postkolonialen Soziologie vorbei geht, weil er den Unterschied zwischen postkolonialer Soziologie und Soziologie des Kolonialismus vernachlässigt. Es geht der postkolonialen Soziologie nicht um eine Soziologie des Kolonialismus, sondern um eine Dezentrierung Europas und die Wahrnehmung des genuin globalen und genuin

kolonialen Charakters der Moderne. Es geht nicht um eine Kritik der Modernisierungstheorien, sondern um eine Kritik an Epistemen und Struktur soziologischer Wissensproduktion. Einfach gar nicht mehr über Moderne zu sprechen, kommt dabei nicht in Frage: Moderne mag in Europa an Attraktivität verloren haben, bleibt aber ein wichtiges Thema für viele Menschen auf der Welt. Schweigen über Moderne stellt daher nur eine noch subtilere Art von Eurozentrismus dar.

Damit soll nicht unterstellt werden, postkoloniale Kritik läge richtig. Im Gegenteil wäre eine umfassende Grundsatzdebatte über Postkolonialismus und Soziologie aus postkolonialer Sicht wünschenswert. Die Auseinandersetzung mit dem klassischen soziologischen Kanon durch postkoloniale Soziolog\*innen<sup>4</sup> hat bereits eine fruchtbare soziologische Reflexion in Gang gesetzt, und es wäre durchaus wünschenswert, diese Reflexion auch durch kritische Diskussionen postkolonialer Thesen fortzuführen. Costa hat zudem auf die Möglichkeit hingewiesen, die Radikalität postkolonialer Kritik als Chance zu nutzen, um »neue institutionelle Räume zu erschließen« (2005: 292) und etwa die Soziologie durch zentrale theoretische Begriffe der postkolonialen Debatte zu erweitern. In diesem Sinne muss sich postkoloniale Soziologie nicht in einer Kritik des Kanons erschöpfen, sondern sie kann auch eigene theoretische Konzepte hervorbringen. Dabei darf allerdings nicht vergessen werden, dass eine postkoloniale Soziologie auch Sensibilität dafür schaffen sollte, dass postkoloniale soziologische Theorie jenseits Europas vorliegt. So hat etwa der peruanische Soziologe Quijano (2008) eine durchaus abstrakte und generalisierte, allerdings nur in Auszügen übersetzte postkoloniale Theorie vorgelegt, die in jeder Hinsicht als eine Theorie der Moderne zu verstehen ist. Eine an Gesellschaftstheorie interessierte postkoloniale Soziologie muss also nicht zwangsläufig auf eine Überarbeitung europäischer Theorien abzielen, sondern könnte auch durch konstruktive Kritik und Weiterentwicklung auf Quijano aufbauen.<sup>5</sup>

Zurückweisung oder Akzeptanz postkolonialer Argumente sollten aber stets in dem Bewusstsein erfolgen, dass eine postkoloniale Soziologie, falls es sie denn geben mag, ein radikales, kritisches Projekt darstellt, das auf eine Veränderung der Grundstrukturen des soziologischen Kanons zielt. Wenn

---

4 Zum Beispiel die Beschäftigung mit verschiedenen Autor\*innen bei Gutiérrez Rodríguez 2010, aber auch bei Connell 2006, Bhambra 2007 und Go 2016.

5 Viele zentrale Arbeiten liegen derzeit nur auf Spanisch vor. Einen Überblick über Quijanos Theorie sowie auch eine konstruktive Kritik und Weiterentwicklung bietet Lugones (2008).

Holzinger postkoloniale Theorie mit theoretisch reflektierter Forschung über Kolonialismus gleichsetzt, Debatten über Kolonialismus auf ein Teilproblem der Eurozentrismuskritik reduziert und postkoloniale Kritik als akademische Kritik an modernisierungstheoretischen Begriffen formuliert, dann macht er damit aus der radikalen Kritik epistemischer Ungleichheit, auf die postkoloniale Autor\*innen abzielen, eine konventionelle soziologische Kritik an einzelnen Paradigmen.

Auch wenn diese Art von Postkolonialismus »alter Wein« sein mag, so hat die soziologische Kehle ihn doch noch kaum genossen, und vielleicht kann sie die Nuancen des hundert Jahre gereiften Bouquets noch gar nicht herauschmecken: Denn obwohl Postkolonialismus seit längerem debattiert wird, ist eine postkoloniale *Soziologie* nicht etwa schon dagewesen, sondern eher noch nicht wirklich da. Holzinger ist zuzustimmen, dass postkoloniale Soziologie die seit Jahrzehnten geführten, oft in ehemaligen Kolonien erstmals angestoßenen post-, anti- und de-kolonialen Debatten weder einfach überspringen darf, noch pauschal den exzeptionellen Status einer soziologischen Denkweise gegenüber den *postcolonial studies* beanspruchen kann. Auf der Basis einer intensiven Beschäftigung mit postkolonialen Debatten muss vielmehr die darin schon entwickelte soziologische Perspektive erfasst (und möglicherweise systematisiert) werden, um zu fragen, wo weitere postkoloniale Forschung ansetzen kann – Forschung, die dann auch von europäischen Soziolog\*innen betrieben werden kann, ohne von diesen dominiert zu werden. Doch um dies angemessen zu tun, muss auch verstanden werden, dass es noch ein weiter Weg zu einer postkolonialen Soziologie ist.

## Literatur

- Alatas, S.F., Sinha, V. 2017: *Sociological Theory Beyond the Canon*. London: Palgrave Macmillan.
- Appadurai, A. 2006: The Right to Research. *Globalisation, Societies and Education*, vol. 4, no. 2, 167–177.
- Bayart, J.-F. 1993: *The state in Africa. The politics of the belly*. London: Longman.
- Bhabha, H.K. (ed.). 2012: *The Location of Culture*. Hoboken: Taylor and Francis.
- Bhambra, G.K. 2007: *Rethinking modernity. Postcolonialism and the sociological imagination*. New York: Palgrave.
- Bhambra, G.K. 2011: *Historical Sociology, Modernity, and Postcolonial Critique*. *The American Historical Review*, vol. 116, no. 3, 653–662.

- Blaut, J. 1993: The colonizer's model of the world. Geographical diffusionism and Eurocentric history. New York: Guilford Press.
- Boatcă, M., Farzin, S., Go, J. 2018: Postcolonialism and Sociology. *SOZIOLOGIE*, 47. Jg., Heft 4, 423–438.
- Buck-Morss, S. 2000: Hegel and Haiti. *Critical Inquiry*, 26. Jg., Heft 4, 821–865.
- Chakrabarty, D. 1992: Postcoloniality and the Artifice of History: Who Speaks for »Indian« Pasts? Representations, vol. 37, 1–26.
- Chakrabarty, D. 2000: Provincializing Europe. Postcolonial thought and historical difference. Princeton: Princeton University Press.
- Comaroff, J.L., Comaroff, J. 1992: Homemade Hegemony. In J.L. Comaroff, J. Comaroff (eds.), *Ethnography and the Historical Imagination*. Boulder: Westview Press, 265–295.
- Connell, R. 2006: Northern Theory. The Political Geography of General Social Theory. *Theory and Society*, vol. 35, no. 2, 237–264.
- Conrad, S., Randeria, S. (Hg.). 2002: Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Costa, S. 2005: Postkoloniale Studien und Soziologie: Differenzen und Konvergenzen. *Berliner Journal für Soziologie*, 15. Jg., Heft 2, 283–294.
- Eckert, A. 2007: Herrschen und Verwalten. Afrikanische Bürokraten, staatliche Ordnung und Politik in Tanzania, 1920–1970. München: Oldenbourg.
- Eisenstadt, S., Schluchter, W. 1998: Introduction: Paths to Early Modernities: A Comparative View. *Daedalus*, vol. 127, no. 3, 1–18.
- Escobar, A. 1995: Encountering development. The making and unmaking of the Third World. Princeton, N.J.: Princeton University Press.
- Fabian, J. 1983: Time and the other. How anthropology makes its object. New York, NY, Chichester: Columbia University Press.
- Go, J. 2016: Postcolonial thought and social theory. New York, NY: Oxford University Press.
- Gutiérrez Rodríguez, E., Boatcă, M., Costa, S. (eds.) 2010: Decolonizing European sociology. Transdisciplinary approaches. Farnham: Ashgate.
- He, Q. 2010: Progress Theory: The Constraints on China's Cultural Renaissance. In T.Y. Cao, X. Zhong, K. Liao (eds.), *Culture and Social Transformations in Reform Era China*. Leiden, Boston: Brill, 285–295.
- Holzinger, M. 2019: Alter Wein in neuen Schläuchen oder was in neu am »neuen Postkolonialismus«? *SOZIOLOGIE*, 48. Jg., Heft 2, 174–184.
- James, C.L.R. 1938: The black Jacobins. Toussaint L'Ouverture and the San Domingo Revolution. London: Secker & Warburg.
- Kuwayama, T. 2012 The Ainu in the Ethnographic Triad. From the Described to the Descriptor. In J. Hendry, L. Fitznor (eds.), *Anthropologists, Indigenous Scholars and the Research Endeavour: Seeking Bridges Towards Mutual Respect*. New York: Routledge, 44–54.

- Latour, B. 1993: *We have never been modern*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Lugones, M. 2008: *The Coloniality of Gender. World and Knowledges Otherwise*, vol. 2, dossier 2, 1–17.
- Mbembé, J.-A. 2001: *On the Postcolony*. Berkeley: University of California Press.
- Meinhof, M. 2017: *Colonial Temporality and Chinese National Modernization Discourses. Interdisciplines*, vol. 8, no. 1, 51–80.
- Quijano, A. 2008: *Coloniality of Power, Eurocentrism, and Latin America*. In M. Moraña, E.D. Dussel, C.A. Jáuregui (eds.), *Coloniality at large. Latin America and the postcolonial debate*. Durham: Duke University Press, 181–224.
- Randeria, S. 2002: *Entangled Histories of Uneven Modernities: Civil Society, Caste Solidarities and Legal Pluralism in Post-Colonial India*. In Y. Elkana, I. Krastev, E.S. Macamo, S. Randeria (eds.), *Unraveling Ties. From Social Cohesion to New Practices of Connectedness*. Frankfurt am Main, New York: Campus, 284–311.
- Said, E.W. 1978: *Orientalism*. New York, NY: Pantheon.
- Sala-Molins, L. 2006: *Dark side of the light. Slavery and the French Enlightenment*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Seth, S. 2009: *Historical Sociology and Postcolonial Theory: Two Strategies for Challenging Eurocentrism. International Political Sociology*, vol. 3, no. 3, 334–338.
- Stoler, A.L. 1995: *Race and the Education of Desire. Foucault's History of Sexuality and the Colonial Order of Things*. Durham: Duke University Press.
- von Trotha, T. 1994: *Koloniale Herrschaft. Zur soziologischen Theorie der Staatentstehung am Beispiel des »Schutzgebietes Togo«*. Tübingen: Mohr.
- Zhang, Y. 1994: *现代性的终结. 一个无法回避的课题 (Die Beendigung der Moderne. Ein unvermeidliches Thema). 战略与管理 (Strategie und Management)*, 1. Jg., Heft 3, 104–109.